

Erzählung und Geltung

Wissenschaft zwischen Autorschaft und Autorität

Herausgegeben von
Safia Azzouni, Stefan Böschen und Carsten Reinhardt

ISBN 978-3-95832-045-1
© Velbrück Wissenschaft 2015

Einleitung

Ein problemorientierter Ausgangspunkt und viele Fragen

I. Wissensordnungen in Bewegung

Seit den 1970er Jahren mehren sich Indizien und Diagnosen, dass sich die Wissensverhältnisse grundlegend neu sortieren. In den 1960er Jahren hatte man aufgrund der Leistungsfähigkeit von Wissenschaft, Technologie, Bürokratie, Ökonomie und Recht die Vorstellung rationaler Planbarkeit auf alle Lebensbereiche ausgedehnt. Je konsequenter man dieses vermeintlich sichere Programm jedoch verfolgte, desto eher schlug es gerade in sein Gegenteil um.¹ Damit änderte sich die paradigmatische Ausrichtung der Wissensverhältnisse von einer »unsicheren Sicherheit« zu einer »sicheren Unsicherheit« (vgl. Wengenroth 2012).

¹ Ein schönes Beispiel hierfür ist die Arbeit von Rittel und Webber (1973), die sich mit den Dilemmata einer »General Theory of Planning« befasst. Darin weisen sie letztlich auf sogenannte »wicked problems« hin, die aufgrund ihrer spezifischen Struktur sich gerade der möglichen Planbarkeit entziehen. Die zentralen Charakteristika jener »wicked problems« sind solche, die wir gegenwärtig im Gewand anderer Begriffe (z. B. des Nichtwissens) diskutieren. Interessant bzw. aufschlussreich ist, dass die Autoren am Ende ihrer Arbeit folgern, dass die Grenzen der Planbarkeit den Einstiegspunkt notwendiger Politisierung darstellen.

»Wer entscheidet, was Wissen ist, und wer weiß, was es zu entscheiden gilt?« (Lyotard 1979/2012, S. 41) Diese Frage stellte sich laut Jean-François Lyotard, insbesondere seitdem die legitimierende Macht der sogenannten ›großen Erzählungen‹ im 20. Jahrhundert zu Ende gegangen ist (vgl. ebd., S. 99). Diese wichtige Diagnose, deren Konsequenzen und Radikalität nicht zuletzt aufgrund des damit verknüpften Postmoderne-Labels bisher nur wenig ausgelotet sind, bezieht sich auf eben diese Veränderungen in den Wissensverhältnissen, die sich schematisch auch so beschreiben lassen: Auf der einen Seite wird in der modernen Gesellschaft Eindeutigkeit angestrebt. In diesem Sinne funktioniert die institutionalisierte »große Trennung« von Natur und Kultur, zu der Prozesse der »Reinigung« von Wissen beitragen (Latour 1997/2008, S. 19). Sie stiften vorderhand Gewissheiten, die Wissenslagen scheinen hierarchisch geordnet. Auf der anderen Seite erscheint Wissen pluralisiert. Es manifestiert sich in fragmentierten Wissensperspektiven bzw. im polyphonen Konzert von Wissensakteuren, die sich in Form von »Hybriden« in »Netzwerken«, im Prozess der »Übersetzung« (ebd., S. 20) begegnen. Diese beiden theoretisch getrennten Seiten sind in der Praxis miteinander verbunden. Ihre gegensätzlichen Bewegungen erzeugen eine Spannung, die für heutige Gesellschaften und Wissenschaften schlechthin konstitutiv ist.

Unter dem Blickwinkel Lyotards zeigt sich, dass die bewegliche Architektur der Wissensordnungen dem wechselnden Einfluss gegensätzlicher Orientierungen geschuldet ist (vgl. zum Folgenden Lyotard 1979/2012, S. 143 f.): Gesamtgesellschaftlich besteht der Wunsch nach einem eindeutigen Konsens bezüglich dessen, was als Wissen gilt. Dies ist jedoch realiter nicht erreichbar, denn die ihn sichernden großen Erzählungen z. B. von ›Freiheit‹ und ›Fortschritt‹ sind in ihrer Geltungsmacht vor allem auch aus der Sicht der Wissenschaften umstritten. Demgegenüber steht der Dissens, der sich in der Vielfalt der ›kleinen Erzählungen‹ manifestiert, die den Prozess der Wissensbildung normaler Wissenschaft bestimmen. Gerade das der Wissenschaft ursprünglich widersprechende Moment der Erzählung (ebd., S. 23) ist, ausgehend von Ludwig Wittgensteins Gedanken zum Sprachspiel, als entscheidendes analytisches Hilfsmittel zum Verständnis – und damit zur ansatzweisen Ordnung – der notwendigen Unordnung des Wissens geeignet. Wir werden später ausführlich darauf zurückkommen.

Zuerst stellt sich jedoch die Frage, was unter der bis hier so selbstverständlich angesprochenen Idee der Wissensordnung verstanden werden kann. »Wissensordnungen bestehen aus einer Gesamtheit von konstitutiven Leitbestimmungen und normativen Regelungen, die die Erzeugung, Speicherung, Verwertung und Verteilung von nützlichem Wissen institutionalisieren.« (Heins 1997, S. 342) Der Aspekt der ›Nützlichkeit‹ ist in dieser Definition sehr weit zu verstehen, im Sinne der zielgerichteten Verwendbarkeit in den jeweiligen Handlungskontexten. Ihre besondere Stabilität verdanken solche Wissensordnungen nicht allein der Grenzziehung zwischen

wissenschaftlichem und anderem Wissen, sondern zugleich einer Grenzziehung innerhalb der Wissenschaft selbst, wobei zwischen einer Leitdisziplin und Disziplinen, die in ein Verhältnis der Zuarbeit gebracht werden, unterschieden werden kann (Lau/Böschchen 2003, S. 233). Wir gehen davon aus, dass in der Gegenwart ein Aufbrechen ehemals hierarchischer Wissensordnungen und die Emergenz verteilter Wissensordnungen zu beobachten ist (ebd.). Dennoch kann zur Strukturierung von Handlungssituationen nicht auf eine Ordnung von Wissen im Sinne einer punktuellen Hierarchie verzichtet werden, um Orientierung zu ermöglichen. Die Bedingungen für die mögliche Hierarchisierung von Wissen haben sich jedoch deutlich verändert. Nicht nur die Kollektion des Wissens muss immer wieder sortiert werden, sondern zugleich müssen auch die Regeln zur Sammlung von Wissen entworfen, ausgehandelt, stabilisiert und dann erneut hinterfragt werden (Lyotard 1979/2012, S. 133). Die Hierarchien, die solchermaßen erzeugt werden, sind dementsprechend nicht dauerhaft, sondern bewegen sich im Sinne kontinuierlicher Umordnung und Anpassung.

Diese Deutung der Gegenwartssituation des Wissens schließt an Diagnosen der Wissensgesellschaft an,² unterscheidet sich davon jedoch in einem wesentlichen Punkt. Diagnosen der Wissensgesellschaft betonen zum einen eine spezifische, wissensökonomische Bedeutung wissenschaftlichen Wissens, bei der wissenschaftliches »Wissen [zur] unmittelbaren Produktivkraft« (Szöllösi-Janze 2004, S. 286) avanciert. Zum anderen verweisen sie auch auf neue Dynamiken der Verteilung und Rekonfiguration von wissenschaftlichem Wissen mit anderen gesellschaftlichen Wissensformen (vgl. Stehr 2000; Weingart et al. 2007). Auffällig ist, dass einige dieser Diagnosen in gewissem Umfang immer noch der Vorstellung anhängen, dass es klare Hierarchien des Wissens gibt, in denen wissenschaftliches Wissen die zentrale Rolle einnimmt. Dabei ignorieren Beschreibungen der Wissensgesellschaft vielfach, dass sich die Wissensverhältnisse dramatisch verändert haben. Dies kann daran liegen, dass das Thema der Bedeutung wissenschaftlichen Wissens oftmals linear behandelt wird und deshalb der analytische Fokus gar nicht auf den Wandel von Grundkoordinaten der Wissensverhältnisse scharfgestellt werden kann.

Vor diesem Hintergrund argumentieren wir, dass die Spannung zwischen Pluralisierung und Vereindeutigung ernst genommen werden muss. Es gilt, den analytischen Blickwinkel zu erweitern und diese Spannung nicht vorschnell zu unterlaufen, sondern vielmehr dazu beizutragen, Grundkoordinaten von Wissensverhältnissen aufzuschlüsseln. Unsere These ist,

² Die Diagnose der Wissensgesellschaft ist in sich in hohem Maße heterogen und adressiert neben einer Vielzahl von eher wissenspolitischen Schriften insbesondere Diagnosen aus dem Feld der Soziologie wie der Geschichtswissenschaft. Vgl. loc. cit. Bell 1973; zudem für viele: Weingart 2001; Heidenreich 2003; Weingart et al. 2007; Engelhardt/Kajetzke 2010; Burke 2001.

dass gerade der Blick auf den Konnex von Erzählung und Geltung hierbei besonders fruchtbar sein kann. Auf diese Weise lassen sich mögliche Veränderungen von Wissensordnungen entziffern. Dies scheint auch aus wissenspolitischen Gründen geboten. Wie bedeutsam diese Herangehensweise ist, zeichnet sich an einer Fülle unterschiedlicher aktueller Fragen und Probleme ab, bei denen wissenschaftliches Wissen und seine gesellschaftliche Nützlichkeit im Brennpunkt der Aufmerksamkeit stehen.

Eine Form von Problemstellungen ergibt sich aus der Bedeutung von Erzählungen für die Artikulation von Geltungszusammenhängen. So werden Vorstellungen, die in der Öffentlichkeit zirkulieren, in die Wissenschaft importiert. Darüber hinaus werden die konkreten Gegenstände überhaupt erst geformt (z. B. Klimawandel, Krebsrisiko, Umweltschaden). Dabei wird Wissenschaft als Erzählung öffentlich-politisch ausgedeutet. Gerade die Klimawandelforschung stellt ein aufschlussreiches Fallbeispiel dar. Hier zeigt sich ganz offenkundig nicht nur die Divergenz unterschiedlicher Erzählungen der möglichen Veränderung des Klimas in besonders auffälliger Weise.³ In diesen Erzählungen werden mögliche Entwicklungsrichtungen, die einen mehr oder weniger starken Wandel indizieren (Eiszeit versus Treibhaus oder gar keine Veränderung), angegeben und bewertet. Dem Negativszenario ›Globales Treibhaus‹ steht dann das Positivszenario ›Wärmeparadies‹ gegenüber. Die verfügbaren wissenschaftlichen Daten werden in diese Erzählungen eingebunden und durch diese ausgedeutet. Damit werden gleichzeitig spezifische Geltungsansprüche artikuliert. Die in diesen Erzählungen sichtbare Divergenz von Geltungsoptionen korrespondiert mit der Schwierigkeit, zu einer Sicht der Dinge zu gelangen, bei der sich die unterschiedlichen Akteure, wenn auch im Dissens, dennoch problemorientiert aufeinander beziehen.

Dies führt zu einer zweiten Perspektive. Zwar eröffnet eine Konstellation vielfältiger Problemerkzählungen eine Freisetzung von Wahrnehmungsmöglichkeiten, zugleich bedarf es jedoch institutioneller Mechanismen, um die dadurch entstehenden Konflikte zu lösen. Auch hier ist die Verbindung zwischen der Ordnung von Wissensverhältnissen und der Institutionalisierung bestimmter Entscheidungsordnungen bedeutsam, wie sich am Beispiel des IPCC (Intergovernmental Panel on Climate Change) zeigen lässt. Gleichwohl ist es dem IPCC erstaunlicherweise gelungen, der übergeordneten Erzählung ›Globales Treibhaus‹ mehr oder weniger zum Durchbruch zu verhelfen. Dies liegt an der besonderen institutionellen Lösungsstrategie des IPCC. Das IPCC hat nicht nur ein Regelwerk zur Verknüpfung von Wissen und Entscheiden ausgebildet, sondern ebenso eine komplexe Archi-

³ Es lassen sich nicht weniger als sechs unterschiedliche Erzählungen des Klimawandels aufweisen, unter denen freilich die Erzählung des ›Globalen Treibhauses‹ sowie die ›Leugnung des Klimawandels‹ die exponiertesten Narrative darstellen (vgl. Viehöver 2010a).

tektur der Formung von Evidenz aufgebaut (Beck 2009; Viehöver 2010b). Trotz ihres Modellcharakters sind die elaborierten Prozeduren der Verbindung von Wissen und Entscheiden durchaus umstritten: Ihnen werden Eigenselektivität und mangelnde Offenheit für Skeptiker des Klimawandels attestiert (so Grundmann/Stehr 2011), zugleich ist aber auch festzuhalten, dass sie den Diskurs nicht in ihrem Sinne wirkungsvoll schließen, da es einer kleinen Gruppe von Klimaskeptikern immer noch gelingt, politisch sehr einflussreich zu agieren (so Oreskes/Conway 2010). Zudem kann eine solche Strategie nicht verhindern, dass sich politische Partialinteressen sehr wohl bei der Formulierung der politischen Schlussfolgerungen durchsetzen können (so Beck 2009). In seiner modellhaften Exponierung stellt das IPCC damit einen institutionellen Ort dar, an dem die Verkopplung von wissenschaftlicher Evidenz und politischem Entscheiden gleichsam wie in einem sozialem Labor stattfindet (Beck 2012).

Eine dritte Problemstellung, bei der der Zusammenhang von Erzählung und Geltung spezifisch wissenspolitisch ausgedeutet wird, lässt sich mit dem Stichwort der Evidenzpolitik umreißen. Hierfür stehen zwei markante Beispiele. Das erste bezieht sich auf die unerwartete Konjunktur des Topos einer »evidence-based politics«. Diese Konjunktur umfasst aber nicht nur die Politik, sondern letztlich den Ruf nach der Evidenzbasierung aller sozialen Praktiken (vgl. Trindler/Reynolds 2001). Der Ruf nach Evidenzbasierung passt gut in eine Zeit der Orientierung von Wissenschaft an externen Zielen, der Evaluation, der Verarbeitung von wissenschaftlich induzierter Uneindeutigkeit durch forcierte Eindeutigkeitsbehauptungen. Diese Aufforderungen zu einer spezifischen Form von Sachlichkeit – so hilfreich diese in manchen Fällen sein mögen – müssen als eine Form der Strukturierung des Diskurses betrachtet werden, dessen Legitimität zu Recht jedoch bezweifelt werden kann. Denn dadurch wird die entscheidende Frage nach der Form von Evidenz *für* welche Entscheidungen gerade nicht adressiert – und damit die Frage, wie überhaupt Ordnungen von Evidenzen erstellt werden. Was kann als evident angesehen werden, aus welchen Gründen, und wie lassen sich die unterschiedlichen Evidenzen zueinander ordnen? Es ist aufschlussreich, dass die Erzählung der Evidenzbasierung klare Grenzen zwischen »junk science« und »sound science« zieht – auch wenn diese Grenzen de facto oftmals schwer zu ziehen sind. Wissenschaft steht – gerade in Zeiten starker Beanspruchung für gesellschaftliche Problemlösungen und damit verbundener Erwartungen an die Stiftung von Eindeutigkeiten – in Gefahr, diesen politischen Sireningesängen zu erliegen. Zugleich bestimmt sie ihre Evidenzkriterien nicht alleine, denn sie ist auf legitimierende Erzählungen angewiesen, in denen die sozialen Erwartungen an Wissenschaft artikuliert werden.

Ein zweite Form von Evidenzpolitik wird systematisch in den sogenannten Agnotology Studies behandelt, die ganz generell die politische Bedeutung von Nichtwissen untersuchen (Proctor/Schiebinger 2008; Proctor

2011). Wissen oder spezifiziertes Nichtwissen können instrumentalisiert werden, um gesellschaftliche Prozesse der Problemdefinition und -lösung zu beeinflussen. (Nicht-)Wissenspolitische Strategien von Akteuren zeigen sich darin, gezielt Nichtwissen als Ressource in öffentlichen Diskursen zu nutzen, um etwa das Vorhandensein von Problemen zu leugnen, das noch bestehende Nichtwissen als Grund zum Noch-nicht-Entscheiden zu positionieren oder auch die Anforderungen an die entscheidungsrelevanten Wissensschwellen so hoch wie möglich zu setzen. Ein prominenter Fall ist hier die Tabakindustrie, welche aktiv die Aufklärung von Nichtwissen über den Zusammenhang von Rauchen und Lungenkrebs forderte. Das hatte zum einen den Effekt, dass die existierende Evidenz als nicht ausreichend dargestellt wurde, zum anderen hat man dabei auch die Evidenzschwellen sehr hoch angesetzt, praktisch im Bereich des Uneinholbaren. Auf den Punkt gebracht, könnte man diese Strategie als »säe Zweifel und herrsche« beschreiben (Oreskes/Conway 2010). Um sich zu positionieren, nutzen die Akteure ausgesuchte narrative Strategien, sodass sie einer möglichen Gegen-Thematisierung in Form von David-gegen-Goliath-Geschichten von vornherein den Wind aus den Segeln nehmen.

Der entscheidende, doch für eine Analyse oft nicht ausreichend beachtete Ansatzpunkt in den hier exemplarisch aufgezeigten Debatten, besteht in der Frage nach der Art der Konflikte zwischen den verschiedenen Wissensformen und ihren Konfigurationen in Verbindung mit den für die Lösung von Wissenskonflikten etablierten institutionellen Designs. Genau hier kann der in diesem Buch vorgeschlagene analytische Blickwinkel von Erzählung und Geltung seine besondere Qualität entfalten. Dazu möchten wir, bevor wir die beiden genannten Komponenten genauer erläutern, einige Grundannahmen formulieren, die in der einen oder anderen Form den Band durchziehen und in den einzelnen Kapiteln erörtert werden: *Erstens* können Erzählungen ›Lebenswelthaltigkeit‹ garantieren und auf diese Weise Rechtfertigungs- und Geltungsmöglichkeiten eröffnen. Erzählungen stiften oft übergeordneten Sinn und sind damit für die Ausbildung von Wissensordnungen essenziell. Möchte man diese Dynamik verstehen, dann muss man Erzählstrukturen analysieren, auch dort, wo man sie auf den ersten Blick nicht als entscheidendes Ordnungsmoment vermuten würde. *Zweitens* ist die Kategorie des Erzählens entscheidend, um die Polyzentrik und Polyphonie der Stimmen im Kontext der Formierung und Bearbeitung gesellschaftlicher Problemlagen zu verstehen. In Erzählungen werden heterogene Wissens Elemente so miteinander verknüpft, dass daraus Aussagenbündel mit dezidierten Geltungsansprüchen entstehen. *Drittens* werden die Differenz zwischen unterschiedlichen Positionen sowie mögliche Optionen der Konvergenz in den zutage tretenden Narrativen sichtbar. Abhängig von den jeweiligen Formen des Erzählens werden auch spezifische Aussagen über die handlungsleitende Wirklichkeit gemacht, mithin Evidenzprobleme markiert, andere dabei wiederum ausgelassen, sodass

insgesamt eine Ordnung von Evidenzen kommuniziert wird. *Viertens* zeigt sich, dass zwar die Wissensordnungen beweglich geworden sind, die Orientierung durch Wissen aber gleichwohl eine weiterhin besondere Rolle spielt. Man kann sagen, dass sich ›Arenen‹ herausgebildet haben, in denen mittels Erzählungen um Geltung gestritten wird. Dabei werden zugleich institutionelle Ordnungen entworfen, um diese Deutungskämpfe strukturiert austragen zu können.⁴

Mit diesen Überlegungen haben wir sicherlich einen sehr weiten Rahmen aufgespannt. Er soll verdeutlichen, dass die in diesem Band behandelten Fragen nicht nur in einem spezifischen gegenwartsdiagnostischen Zusammenhang stehen, sondern mehr noch, dass in der Verknüpfung von Erzähltheorie und Wissenschaftsforschung wichtige Deutungsangebote erschlossen werden können. Gleichwohl ist es nicht unser Anspruch, alle genannten facettenreichen Problemstellungen im Rahmen dieses Buches erschöpfend zu behandeln. Der vorliegende Band ist vielmehr als interdisziplinäres Diskussionsforum angelegt, auf dem Erzählforschung und Wissenschaftsforschung miteinander ins Gespräch gebracht werden. Dabei versuchen wir, für die unserer Auffassung nach wichtige Diskussion in einem ersten Zugriff aus den ursprünglich disziplinären Perspektiven der Wissenschaftsgeschichte und -soziologie, der Literatur und Sprachwissenschaft analytische Werkzeuge zu entwickeln, die auch für eine interdisziplinäre Diskussion handhabbar sind und die das Potenzial zur Entwicklung eines Forschungsprogramms aufweisen. Die Grundhaltung ist demnach eröffnend und strukturierend. Wir verzichten deshalb auch bewusst auf eine begriffliche Vereinheitlichung der Beiträge, damit die verschiedenen Herangehensweisen ohne strenge Vorfestlegungen als solche erst einmal sichtbar werden. Dabei können sich für den Leser im Wechselspiel von Konsens und Dissens Konturen forschungsprogrammatischer Optionen ergeben. Das Fernziel sollte sicherlich darin bestehen, eine systematische Verknüpfung zweier langer Forschungstraditionen zu ermöglichen. Versuche in diese Richtung wurden in den letzten Jahren bereits vereinzelt vor allem von den Literatur- und Kulturwissenschaften initiiert.⁵ Unser Ansatz ist jedoch bescheidener. Anhand der zwei Grundkategorien Erzählung und Geltung gilt es, möglichst unterschiedliche, aber für eine systematische Verknüpfung aufschlussreiche Problemstellungen zu identifizieren und zu entfalten. Zuerst einmal ist deshalb auszuführen, was unter diesen Kategorien verstanden werden kann.

⁴ Der Legitimationsprozess kann als Sprachspiel angesehen werden, das, wie das Schachspiel, einem Kampf ähneln kann (vgl. Lyotard 1979/2012, S. 45 f.).

⁵ Dies sind vor allem die Sammelbände Höcker et al. 2006 und Klein/Martínez 2009 sowie die Monografie Koschorke 2012.

2. Erzählung

Das Sprechen über Erzählungen hat Konjunktur. Die Rede von Geschichten, Stories, Narrativen und Narrationen bezieht sich inzwischen nicht nur auf Dichtungen, sondern wird zunehmend auch auf nicht-fiktionale Bereiche angewandt. Dabei lässt sich aber ebenso feststellen, dass es die eine, allgemeingültige Definition dessen, was Erzählen eigentlich ist, nicht gibt. Das erzähltheoretische Instrumentarium zur Beschreibung schriftlicher, mündlicher und bildlicher Darstellungsverfahren ist inzwischen sehr vielfältig.⁶ Erzählungen stellen Zusammenhänge her, »stiften Orientierung und Überblick« (Klein 2013, S. 18) und damit Sinn. Dass Erzählen als eine Form der »Kontingenzbewältigung« verstanden werden kann, wurde schon häufiger bemerkt, so z. B. vom Romanisten Rainer Warning (vgl. Warning 2001). Erzählen kann aufgrund seiner kreativen Kraft ebenso neue Welten erschließen und auf diese Weise der Wissensproduktion dienen.

Auf den wissensproduktiven Aspekt von Erzählungen im Kontext der Geschichtsschreibung hat besonders der Historiker Hayden White hingewiesen. Whites zentraler Gedanke ist, dass erst das »*emplotment*«, der Aufbau einer Geschichtsdarstellung in Anlehnung an die von ihm identifizierten »Archetypen Romanze, Komödie, Tragödie und Satire« (White 1973/2008, S. 10), die Ursachen und Zusammenhänge des Dargestellten konstruiert und somit entscheidend zur Herstellung einer sogenannten historischen Wahrheit beiträgt. Dass White seine Archetypen zur Analyse narrativer Strukturen aus der Gattung des Dramas ableitet (vgl. dazu ebd., S. 22 f.), macht seine Argumentation angreifbar, denn mündliche wie schriftliche Erzählungen sind eigentlich, sieht man von Versen ab, Prosatexte. Lässt man diesen gattungstypologischen Einwand beiseite, stellt sich im interdisziplinären Austausch jedoch heraus, dass Whites Ansatz teilweise gerade für eine Fachgrenzen überschreitende Diskussion über Erzählungen anregend sein kann. Insbesondere Disziplinen, die sich nicht primär mit literatur- oder sprachwissenschaftlichen Fragen beschäftigen, sind oft von Whites Konzept inspiriert. So wird z. B. ausgehend von White in der Soziologie vorgeschlagen, die Betrachtung von Narrationen in die Diskursanalyse maßgeblich einzubeziehen (vgl. Viehöver 2011; Bösch/Viehöver in diesem Band).

Gerade im interdisziplinären Austausch fällt auf, dass die Begriffe »Erzählung« und »Narrativ« spontan häufig synonym verwendet werden. Dies erscheint vor dem etymologischen Hintergrund des lateinischen »*narrare*« (erzählen) wie auch in Anlehnung an das englische »*narrative*« vorerst durchaus legitim. In einem nächsten Schritt lassen sich die Termini jedoch

⁶ Vgl. exemplarisch die aktuellen Überblicke in Martínez/Scheffel 2012; Martínez 2011; Fludernik 2010; sowie für den englischsprachigen Raum Neumann/Nünning 2011.

auch im Sinne einer Hierarchie unterscheiden. Die Erzählung kann sehr weit gefasst verstanden werden als »sprachliche Darstellung eines Geschehens, also einer zeitlich organisierten Abfolge von Ereignissen« (Klein/Martínez 2009, S. 6). Damit rückt sie in die Nähe eines alltäglichen Kommunizierens, eines Sprechens und Schreibens, das zuerst einmal nicht über seinen erfundenen oder nicht-erfundenen, also fiktionalen oder nicht-fiktionalen Inhalt definiert wird. Erzählen ist auf einer allgemeinen Ebene eine grundlegende kommunikative Fähigkeit, nämlich »das Vermögen, Erfahrungen auszutauschen« (Benjamin 1977, S. 385). In Erzählungen wird somit etwas, eine Geschichte, ganz gleich ob wahr oder erfunden, von jemandem als geschehen mitgeteilt. Die Verlagerung des Mitgeteilten in die tatsächliche oder evozierte Vergangenheit – auch viele Science-Fiction-Erzählungen präsentieren die Zukunft als bereits stattgehabtes Faktum (vgl. Schaper-Rinkel in diesem Band) – scheint das Erzählen formal zu bestimmen, »denn Geschichten müssen vergangen sein, und je vergangener, könnte man sagen, desto besser für sie in ihrer Eigenschaft als Geschichten und für den Erzähler, den raunenden Beschwörer des Imperfekts« (Mann 1924/1981, S. 7). Das Erzählen ließe sich so anhand der verwendeten Tempora auf einer sprachlichen Ebene von anderen Mitteilungs- oder Darstellungsmodi wie z. B. Beschreiben oder Berichten unterscheiden. In diesem Sinne hat der Linguist Harald Weinrich vor allem literarische Texte sprachanalytisch betrachtet und exemplarisch die Vergangenheitsformen dem Modus des Erzählens zugeordnet (vgl. Weinrich 1964/1985). Zwar ist eine weitergehende Betrachtung des Erzählens im Sinne einer sprachlichen Differenzierung wünschenswert, jedoch weitaus schwieriger interdisziplinär vermittelt- bzw. nachvollziehbar als der inhaltliche Aspekt, die Geschichte.

Erzählungen können in dieser Hinsicht als kleinere oder größere Einheiten von Geschichten angesehen werden. Als kleine oder »einfache Formen« (vgl. Jolles 1930/1982) konzentrieren sich Erzählungen auf eine Geschichte als singuläres Ereignis, den einzelnen Fall. Diese Geschichten sind im Wesentlichen gekennzeichnet durch einen zeitlich strukturierten Handlungsablauf, die Story, und einen zentralen Handlungskern, den Plot.⁷ Die einzelne Geschichte kann jedoch so erzählt werden, dass sie bereits über sich hinausweist. Der Fallgeschichte kann die Bedeutung eines Beispiels zugemessen werden, das Ausblicke auf größere Zusammenhänge und damit verbundene größere Formen der Erzählung erlaubt (vgl. Ruchatz et al. 2007; Pethes in diesem Band).

Diese größeren Formen können als Narrative bezeichnet werden. Sie haben in der Regel nicht mehr die Gestalt einzelner textueller oder bildlicher Darstellungen. Im Allgemeinen lässt sich ein Narrativ definieren als

⁷ Die unterschiedlichen narratologischen Definitionen des Plots sind zusammengefasst bei Antor 2001.

eine übergeordnete erzählerische Schematisierung. Als eine Art der Verallgemeinerung ist sie derart einprägsam, dass sie von Sprechern bzw. Schreibern und ihren Adressaten in der Kommunikation leicht und oft auch unbemerkt immer wieder aufgerufen werden kann.⁸ Narrative erleichtern die Verständigung: Man weiß oft schon durch ein Schlagwort oder einen Namen und bevor man die konkrete einzelne Geschichte kennt, was im Großen und Ganzen gemeint ist. Sie berühren sich deshalb sowohl mit dem, was man gemeinhin als Diskurse bezeichnet, als auch mit den von White benannten Archetypen (vgl. Viehöver 2011). Narrative können Grundstrukturen sein, z. B. ›Gut siegt über Böse‹ oder ›Erfolg nach überwundenen Widrigkeiten‹, wie sie in unzähligen Märchen und Fabeln wiederholt, variiert und damit letztlich wiederum durch diese kleinen Erzählungen geformt werden.

Narrative beeinflussen nicht nur, wie etwas erzählt wird, sie prägen darüber hinaus auch das Denken. Sie etablieren Kausalbeziehungen, die unter Umständen dann nicht mehr bezweifelt und hinterfragt werden. Narrative können, die einfachen Grundstrukturen erweiternd, auch die Größenordnung von Mythen oder von sogenannten ›großen Erzählungen‹ bzw. ›Metaerzählungen‹ annehmen. Mit diesen letztgenannten Begriffen kennzeichnete Jean-François Lyotard bekanntlich ein Formationsmerkmal der Moderne, vor allem, um sie aus postmoderner Perspektive infrage zu stellen. Die Metaerzählung ist ein allgemeine Gültigkeit beanspruchender Legitimationsdiskurs bzw. ein Legitimationskonstrukt, das – vor allem im Idealismus der Aufklärung – dazu dient, die Machtverhältnisse in der Gesellschaft und deren Institutionen, z. B. der im Essay ›Das postmoderne Wissen‹ im Zentrum stehenden Universität, festzulegen. Große Erzählungen in diesem Sinne sind für Lyotard z. B. »die Dialektik des Geistes, die Hermeneutik des Sinns, die Emanzipation des vernünftigen oder arbeitenden Subjekts« (Lyotard 1979/2012, S. 23). Mythen und Metaerzählungen sind in diesem Kontext als gleichsam gegenläufige Schemata unterschieden (vgl. bes. Lyotard 1986/1996, S. 62–72). Mythen wie z. B. Ursprungserzählungen sind auf die Vergangenheit ausgerichtet. In der Regel haben sie einen Traditionen begründenden, überliefernden und bewahrenden Charakter. Auf diese Weise können sie zur Legitimation auch gegenwärtiger gesellschaftlicher Zusammenhänge – Staaten, Nationen, Werte, Moral, Politik, Geschlechter- oder Besitzverhältnisse, Kunst – herangezogen werden (vgl. Hochadel in diesem Band). Metaerzählungen haben hingegen den Charakter von Idealen und weisen in die Zukunft. Sie können zukünftiges Handeln in Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft legitimieren, sie begründen Projekte.

⁸ Zur Schemabildung vgl. Koschorke 2012, S. 29–38, zur Verwendung des Narrativbegriffs vor allem in diesem Sinne vgl. ebd., S. 30f.

Was Lyotards Gedanken auch jenseits einer Moderne- bzw. Postmodernediskussion, die wir hier nicht wiederbeleben wollen, so fruchtbar macht, ist der Hinweis auf die starke Legitimations- und damit Geltungsmacht, die Erzählungen über ihren vermeintlich alleinigen Hoheitsbereich der schönen Literatur und Künste hinaus entfalten. Die Frage nach dem, was als moralisch, rechtlich, aber auch wissenschaftlich ›richtig‹ oder ›wahr‹ gilt, und die sich daraus ergebende Frage nach dem, was also das gesamtgesellschaftliche Handeln in einer Zeit legitimiert, kann gerade über die Kategorie des Erzählens erschlossen werden. Der universale Geltungsanspruch macht für Lyotard die großen Erzählungen aus der Perspektive des 20. Jahrhunderts und vor allem im Hinblick auf die Wissenschaft verdächtig, denn er begreift ihn als eng mit totalitären Systemen verknüpft. Für die Wissenschaft, bei der erst auch die Berücksichtigung von Um- und Nebenwegen, ›Nebenvernünftigen‹ (im Sinne von Paralogie) zu Neuem führen kann, ist ein solcher, klar umgrenzter Legitimierungsdiskurs nicht passend, denn er schränkt ein (vgl. Lyotard 1979/2012, S. 143–155). Dem wissenschaftlichen Denken der Gegenwart entspreche es eher, neue Ansätze ebenso wie das auf der Basis von bisherigen Legitimationserzählungen, Mythen wie Metaerzählungen, Entstandene immer wieder kritisch durchzuarbeiten (vgl. Lyotard 1986/1996, S. 105). Hier schließen wir mit diesem Band an. Dabei geht es uns in einem weiteren Schritt weniger um eine historisch-zeitdiagnostische als um eine systematische Argumentation.

3. Geltung

Im Argumentationszusammenhang von Gesellschaft und Wissenschaft spielt es eine maßgebliche Rolle, zu wissen, was ›wahr‹ oder ›wirklich‹ ist oder – etwas vorsichtiger ausgedrückt – was zu Recht als ›wahr‹ oder ›wirklich‹ gilt (vgl. Rorty 1981). Es ist offensichtlich, dass auch Erzählungen bzw. Darstellungen in Wort oder Bild meist über den Bezug zu einer ›Wirklichkeit‹ definiert werden, was zur allgemein üblichen Etikettierung ›fiktional‹ für erfundene, zumeist literarisch-künstlerische, und ›nicht-fiktional‹ für sachlich-dokumentarische Werke führt. Im letzteren Fall ließe sich auch von »Wirklichkeitserzählungen« sprechen, wie sie die Narratologen Christian Klein und Matías Martínez in ihrem gleichnamigen Buch zu definieren versucht haben (Klein/Martínez 2009). Das Konzept der »Wirklichkeitserzählungen« ist an Gérard Genettes Differenzierung von fiktionalem und faktualem Erzählen angelehnt. Unterschieden werden drei Formen der Wirklichkeitserzählung, entsprechend dem jeweils darin angestrebten Verhältnis zur Realität, die beschrieben (»deskriptive Wirklichkeitserzählung«), reguliert (»normative Wirklichkeitserzählung«) oder vorausgesehen (»voraussagende Wirklichkeitserzählung«) werden kann (ebd., S. 6). Der Bezug auf eine Wirklichkeit außerhalb des Textes, die in dem erwähnten Band als gegeben angenommen wird, rechtfertige den zen-

tralen Anspruch auf Geltung der Wirklichkeitserzählung und unterscheidet sie vom fiktionalen Erzählen. Dass Wirklichkeit durch Erzählen auch erst konstituiert werden kann, wird zwar kurz eingeräumt, doch wird dieser Aspekt bewusst außer Acht gelassen, da hier die Unschärfe des »Panfiktionalismus« drohe (ebd., S. 7).

Vor diesem Hintergrund stellt sich das ganze Spektrum von Fragen mit Blick auf die verwickelte Verknüpfung von Erzählen und Referenz auf eine wie auch immer davon unabhängig zu denkende Wirklichkeit. Die Frage nach der Bedeutung des Erzählens oder, etwas weiter gefasst, der Textgestaltung für die Genese von vermeintlich objektiv feststehenden Wissensbeständen trägt vielmehr dem Umstand Rechnung, dass der Sinnzusammenhang eben dieser sogenannten Fakten sich zumeist erst im Kontext von Wertungen und Interpretationen ergibt, die oft vor dem Hintergrund von »ideologischen Implikationen« entstehen (vgl. White 1973/2008, S. 38–47). Der gesellschaftliche Bereich, für den die hier ausgeführten Überlegungen besonders relevant sind, ist die Wissenschaft. Denn das Selbstverständnis von Wissenschaft stellt das des methodisch gesicherten Wissens dar. Dieses Wissenschaftsverständnis geht aus einer Auffassung primär der Naturwissenschaften als objektiv hervor, da ihre Gegenstände vorderhand naturgegebene Gesetze und Tatsachen sind, die sich zweifelsfrei messen, zählen, wiegen und deshalb berechnen lassen (vgl. aber: Krohn in diesem Band).⁹ Aus dieser Perspektive lässt sich sagen: »Die Wissenschaft ist von Beginn an in Konflikt mit den Erzählungen. Gemessen an ihren eigenen Kriterien erweisen sich die meisten als Fabeln.« (Lyotard 1979/2012, S. 23) Der analytische Rückgriff auf die in Erzählstrukturen transportierten Ideologien und Bewertungen scheint so gesehen nur erlaubt »bei nichtwissenschaftlichen Projekten, wie die Geschichtsschreibung eines ist« (White 1973/2008, S. 50).

Ludwik Fleck hat in seiner Studie zur »Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache« gezeigt, dass auch die naturwissenschaftlich-medizinische Forschung von Meinungen und gesellschaftlichen Strömungen geprägt ist. So wurde die Erforschung der Syphilis nicht deshalb vorangetrieben, weil es sich um eine übermäßig weit verbreitete Krankheit handelte – der Tuberkulose erlagen viel mehr Menschen –, sondern weil durch die moralische Bewertung als »Lustseuche« ein gesellschaftliches Interesse an der Syphilis bestand, das auch die wissenschaftliche Aufmerksamkeit lenkte (vgl. Fleck 1935/1980, S. 102–104). Der in den verschiedenen wissenschaftlichen Denkkollektiven jeweils etablierte Denkstil, in dem sich ein gerichtetes wissenschaftliches Sehen manifestiert, steht in engem Austausch mit dem öffentlichen Diskurs (vgl. dazu auch

⁹ Diese Auffassung entspringt wiederum selbst einer Erzählung, einem Narrativ, das von der Möglichkeit und Gültigkeit einer aperspektivischen Objektivität ausgeht. Die Geburtsstunde dieses Narrativs lässt sich mit dem Aufkommen der Fotografie im beginnenden 19. Jahrhundert datieren (Daston/Galison 2008).

Parr in diesem Band), wodurch die Wissenschaften wesentliche Impulse erhalten. Eine bestimmte Sicht auf die Dinge, gespeist aus Meinungen, Bewertungen, Weltanschauungen, aktuellen Geschehnissen, aber auch aus Berichten und Erzählungen verschiedener medialer Provenienz, setzt sich für eine gewisse Zeit durch und erlangt eine oft weite Bereiche der Gesellschaft umfassende Geltung. Der jeweilige Denkstil bildet sich durch die Interaktionen in einem Denkkollektiv heraus und schlägt sich wiederum in Erzählungen und Gepflogenheiten nieder. Als Denkkollektiv kann einerseits die gesamte Gesellschaft einer Epoche bezeichnet werden, in der ein auf diese Weise erzeugtes populäres Wissen im Umlauf ist (vgl. auch Holtorf in diesem Band). In diesem großen Denkkollektiv existieren andererseits viele Denkkollektive, darunter auch das der Wissenschaftler im Allgemeinen und der jeweils engeren Fachkreise im Besonderen, das als Ursprungsort des Experten- oder Fachwissens angesehen wird. Wichtig ist in Flecks Konzept, dass diese Denkkollektive sich überschneiden – jeder Wissenschaftler ist schließlich als Bürger Teil der Gesellschaft – und dass deshalb auch populäres Wissen und Fachwissen einander beeinflussen (vgl. ebd., S. 146–164).

Eine öffentliche Meinung oder ein gesellschaftliches Brauchtum sind nicht natürlich gegeben und lassen sich nicht auf einen bestimmten Urheber zurückführen. Genauso verhält es sich, laut Fleck, mit ›wissenschaftlichen Tatsachen‹, seien es Begriffe, experimentelle Verfahren oder die Untersuchungsgegenstände selbst. Auch sie sind nicht unabhängig von Denkstil und Denkkollektiven ›wirklich‹, sondern entstehen in einem viele Personen, Handlungen und auch Abschweifungen umfassenden Prozess. Dementsprechend stellt Fleck für das zur Diagnose der Syphilis entwickelte und nach dem Immunologen August von Wassermann benannte Verfahren der Wassermann-Reaktion fest:

»So ist ohne weiteres aus Laboratoriumssitten erklärlich, daß zur Extraktbereitung neben Wasser auch Alkohol und später Aceton probiert wurden und neben luetischen Organen auch gesunde. Viele führten diese Versuche fast gleichzeitig aus, doch *die eigentliche Autorschaft gebührt dem Kollektiv, dem Brauche der Gemeinschaft.*« (ebd., S. 104)

Fleck erwähnt den Aspekt der Autorschaft fast beiläufig, hebt ihn aber dezidiert hervor. Autorschaft erscheint in diesem Zusammenhang als Auszeichnung oder Ehrung, die jemandem, dem sie »gebührt«, hier dem Kollektiv, zugeschrieben wird. Autorschaft ist bis heute eine, wohl sogar *die* entscheidende Währung in der Welt akademischer Wissenschaft, in der weniger mit finanzieller Entlohnung als mit symbolischer Belohnung gerechnet wird (vgl. Biagioli 2003; Taubert in diesem Band).

Jemanden als Autor eines Experiments und in der Folge als Autor einer Publikation der dabei erzielten Ergebnisse zu benennen, heißt, ihn als Urheber oder Schöpfer einer Versuchsreihe, einer Theorie und des diese mitteilenden Aufsatzes oder Buchs anzuerkennen. Eine solche Anerkennung

kann sich in zweifacher Weise auszahlen. Zum einen mehrt sie den wissenschaftlichen Ruhm des benannten Autors. Er gilt fortan als ausgewiesener Experte, als Autorität auf seinem Gebiet, wird aufgrund dessen zu einschlägigen Konferenzen eingeladen, als Gutachter angefragt und zur Teilnahme an Expertenkommissionen z. B. zur Politikberatung aufgefordert (vgl. Altenburg in diesem Band). Die ursprünglich fachliche Autorität des wissenschaftlichen Autors kann die Grenzen der Wissenschaft somit sogar in Richtung auf wesentliche gesellschaftliche Entscheidungsprozesse hin überschreiten – ein Phänomen, das durchaus auch mit einer seit der Antike weitreichenden Auffassung von Autorschaft generell zusammenhängt.¹⁰ Die zuerst noch symbolische Geltung, die der Autor erlangt hat, kann nun zum anderen auch materielle Konsequenzen haben: Einkünfte durch Tantiemen oder Patente sowie gesteigerten Erfolg bei der Einwerbung der für universitäre Wissenschaft heute unerlässlichen Drittmittel – das Wort »Geltung« entstammt letztlich doch der Ökonomie (vgl. Grimm/Grimm 1897/1984, S. 3098 f.). Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass die kollektive Autorschaft – so, wie sie vor allem bei Publikationen in der naturwissenschaftlichen »Big Science«, z. B. von großen Institutionen wie dem CERN, praktiziert wird – ein heikles Thema ist, dem man zum Teil mit detaillierten Regularien beizukommen sucht (vgl. Biagioli 2003, S. 261–273).

Wenn nun alle Mitglieder einer Forschergruppe als Autoren eines wissenschaftlichen Artikels und damit als am jeweiligen Experiment Beteiligte genannt werden, ist der tatsächliche Urheber des Versuchs wie des Texts nicht mehr greifbar. Damit ist nicht nur eine eindeutige Autoritätszuschreibung ad personam erschwert, sondern auch die Verantwortung für das im Labor Getane und das im Text Gesagte kann keinem Einzelnen mehr zugewiesen werden. Es gehört zur Autorschaft unabdingbar dazu, dass sie nicht allein ein Verdienst ist, sondern dass der Autor mit seiner Autorität für sein Werk bürgt und diesem auf diese Weise Geltung verschafft.¹¹ Text und Tun, Schreiben und Forschen sind miteinander verbunden und bedingen sich gegenseitig, sowohl in den Geistes- wie auch in den Naturwissenschaften. An wissenschaftlich erstellte oder fundierte Texte wird ein hoher Wahrheits- und Geltungsanspruch gestellt. Sie haben eine Macht, die mit der Autorität derjenigen verknüpft ist, die als Autoren der jeweiligen Dokumente benannt werden. Die Autorschaft solcher nicht-

¹⁰ »Der auctor, im Lateinischen nicht nur ›Schriftsteller‹, sondern auch ein ›Urheber‹, ›Förderer‹, ›Gewährsmann‹, ›Bürge‹, ›Veranlasser‹, ›Ratgeber‹ und ›Vorbild‹, ist seit dem Altertum ungeachtet vielfacher historischer und bereichsspezifischer Unterschiede eine gesellschaftliche Instanz, die sowohl in religiösen Bedeutungszusammenhängen steht, [...] aber auch politische Funktionen erfüllt« (Meier/Wagner-Engelhaaf 2011, S. 18).

¹¹ Zur etymologischen Interdependenz von Autor/Autorität bzw. auctor/auctoritas vgl. Wetzel 2000, S. 480.

fiktionalen Textsorten wurde ebenso wie ihre Nicht-Narrativität bislang nur selten infrage gestellt. Anders als bei der Beschäftigung mit fiktionaler Literatur scheint es hier naheliegend, den Autor im Text bzw. den Autornamen über dem Text mit seinem realen Verfasser gleichzusetzen. Doch schon die erwähnte Praxis der naturwissenschaftlichen Publikation zeigt, dass das Verhältnis komplizierter sein kann.

Die alltagssprachliche Gleichsetzung von Autor und Verfasser ist, vor allem unter sozialgeschichtlichen Gesichtspunkten, durchaus nicht obsolet geworden, bedenkt man z. B. die Situation des freien Schriftstellers als Typus eines Autors, der im 19. Jahrhundert erst entsteht und der sich eben als Autor gesellschaftlich mit Interessenvertretungen und Förderinstrumentarien konkret positioniert (vgl. Parr 2008). In den literaturtheoretischen Diskussionen über Autorschaft, die seit den Beiträgen von Roland Barthes und Michel Foucault Ende der 1960er Jahre bis heute andauern,¹² geht es jedoch nicht um den Autor als realer Mensch in einem sozialen Kontext. Der Autor ist, analytisch betrachtet, eine Funktion des Textes, eine Stimme, die durch den Text zum Leser spricht und deren Aussagekraft eng verbunden ist mit dem Namen, der sie autorisiert (vgl. Spoerhase 2007, S. 38–55; Azzouni in diesem Band; Brandt in diesem Band). Der Autor ist so gesehen eine Instanz zwischen Verfasser und Leser, ähnlich dem Erzähler bzw. der Stimme der Erzählung, den zur Analyse erzählender, zumeist fiktionaler Texte üblicherweise verwendeten Kategorien (vgl. Stanzel 1979/2008; Genette 1983/2010).

Michel Foucault hat die These aufgestellt, dass es unter dem Aspekt der beglaubigenden Autorität des Autornamens eine gegenläufige Entwicklung in der Literatur und den Wissenschaften gegeben hat: Während die Bedeutung des Autornamens seit dem 18. Jahrhundert in der Literatur zugenommen habe, sei der Wert einer wissenschaftlichen Aussage gleichzeitig immer weniger an die eindeutige Benennung eines Autors gebunden (Foucault 1969/2000, S. 212 f.).¹³ Allgemein lässt sich sagen, dass Autorschaft im wissenschaftlichen Text kaschiert wird. Die Natur bzw. der jeweilige Untersuchungsgegenstand scheint als Faktum zum intendierten, jedoch heterogenen Publikum, der wissenschaftlichen Gemeinschaft, zu sprechen. Fachliche Autorität steht hier unter dem Vorzeichen von Authentizität und Objektivität, weshalb auch Autorschaft als Funktion im wissenschaftlichen Text bislang kaum untersucht wurde (vgl. Steiner 2009). Dabei zeigt das Wechselspiel von Autorschaft und Autorität in der *longue durée* der Geschichte starke Konsequenzen für den Status der Wissen-

¹² Einen Überblick über die Autorschaftsdiskussion liefert die Anthologie Jannidis et al. 2000, die auch die Texte *Der Tod des Autors* von Barthes und *Was ist ein Autor?* von Foucault enthält. Vgl. dazu auch Jannidis et al. 1999; Detering 2002; Spoerhase 2007.

¹³ Zur Kritik an diesem Chiasmus vgl. Spoerhase 2007, S. 38 f.; Chartier 2003.

schaft in der Gesellschaft, aber auch für die Produktionsbedingungen wissenschaftlichen Wissens. So argumentierte z. B. Galileo Galilei zu Beginn des 17. Jahrhunderts, dass nur einer speziellen, durch Kenntnis und Anwendung der mathematisch-experimentellen Methodik ausgezeichneten Gruppierung die nötige Autorität (und damit auch das Recht auf Autorität) zukäme, für die Natur zu sprechen (vgl. Steinhauser in diesem Band). Heute stellt sich auch angesichts der technischen Möglichkeiten der neuen Medien und der dadurch ausgelösten kulturellen Praktiken die Frage, in welchem Umfang sich Autoritätszuschreibungen von klassischen Autoritäts- und Originalitätsvorstellungen sowie methodologischen Idealen entfernen.

Es bleibt jedoch notwendig, auch in einer Wissenschaft, die vorderhand auf ein namentliches Autorindividuum verzichtet, dem postulierten Wissen Geltung zu verschaffen, es über Autorität zu legitimieren.¹⁴ Dies kann, und hier schließt sich der argumentative Kreis, auch in den Wissenschaften, die sich über die Ermittlung exakter Daten, das Bereitstellen eindeutigen Wissens, kurz: methodisch überprüftes und überprüfbares Wissen, definieren wollen, auf dem Weg legitimierender Erzählungen geschehen. Die »Parallelisierung der Wissenschaft zum nicht-wissenschaftlichen (narrativen) Wissen« (Lyotard 1979/2012, S. 76) eröffnet das Feld für viele Fragen hinsichtlich der text- und argumentationsstrategischen Techniken, der »Literary Technologies« (Shapin 1984), zu denen letztlich auch das Erzählen gehört, die eingesetzt werden, um Wissen als Faktum geltend zu machen.

4. Wissensordnungen?

Wenn wir nun annehmen, dass auch Wissenschaftler – nicht zuletzt, um Autorität zu erlangen – u. a. Erzählstrategien einsetzen, welche Bedeutung kommt dann Geschichten bzw. narrativen Elementen bei der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion zu? Wissenschaftliche Texte können einem Plot folgen, der nicht durch die jeweilige Erkenntnis immanent vorgeprägt ist. Wie strukturieren solche Elemente die Genese von Wissen in den verschiedenen Bereichen von Wissenschaft und Technik? Und lassen sich hierbei Unterschiede zwischen den verschiedenen Disziplinen finden und möglicherweise systematisieren?

Wenn wir Erzählungen als konstitutiv für die innere und äußere Organisation der Wissenschaft verstehen, dann ist auch zu fragen, ob sie überhaupt dazu beitragen, in Bewegung geratene Wissensordnungen wieder im Sinne

¹⁴ Zum notwendigen gesellschaftlichen Zusammenhang von Autorität und Legitimität – Ersteres ist bei Max Weber ein Synonym für Herrschaft – vgl. Sennet 1980/2008, S. 28; Weber 1921–22/2005, S. 157.

einer gültigen Hierarchie auszurichten, denn es scheint, als ob Erzählungen ebenso geeignet wären, zuerst einmal eine Unordnung des Wissens zu verursachen. Das Entwerfen einer möglichen, aber noch nicht etablierten ›wirklichen‹ Sicht der Dinge funktioniert oftmals als Erzählung (vgl. Viehöver in diesem Band; Schepsmeier in diesem Band). Erzählungen können nach Paul Ricœur, einem der für die Struktur von Erzählungen sensiblen Beobachter der Moderne, als eine »Geburtsstätte möglicher Welten« aufgefasst werden (Ricœur 1991, S. 482). Im Modus der Erzählung können herkömmliche Klassifikationsmodelle infrage gestellt werden (Safir 2009, S. 26), wodurch sich neue und möglicherweise produktiv verwirrende Interpretations- und damit auch Sinnzusammenhänge eröffnen: »Wer Sinn ins Unbekannte tragen will, tappt unvermeidlich im dunkeln, und die Ungenauigkeit der bildhaften Sprache leistet dabei unentbehrliche Dienste.« (Fox Keller 2009, S. 28) In diesem Zusammenhang spielen die metaphorischen und rhetorischen Elemente im nicht-fiktionalen Text wie auch im wissenschaftlichen Labor eine große Rolle (vgl. Brandt 2004).

Mit Blick auf das Gesagte verwundert es nicht, wenn Erzählungen die Selbstwahrnehmung der Wissenschaft stören und deshalb dort eine Art Doppelleben führen. Zwar können sie, in erster Linie in der auf Innovationen bezogenen Außendarstellung gegenüber einer nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit, den Reichtum wissenschaftlicher Gegenstände und Perspektiven zeigen, doch wird ihre Bedeutung im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess sowie bei einer auf (risiko-)politische Expertise abzielenden öffentlichen Kommunikation gerne relativiert, um den selbstgesetzten Anspruch auf methodisch gesichertes Wissen zu untermauern. Die Gegenüberstellung von ›science‹ und ›literature‹ hat inzwischen eine lange Tradition, jedoch ist das damit aufgeworfene Problem des Zusammenhangs erzählerischer und methodischer Verfahren in der Wissensproduktion noch längst nicht gelöst, insofern die diesbezüglichen Forschungen oft primär den Wissen verarbeitenden und produzierenden Part der fiktionalen Literatur im Blick haben. In den Naturwissenschaften wird noch immer ein grundlegendes Spannungsverhältnis zwischen materieller Welt und sprachlicher Formulierung vermutet. Nun ist ›gute Wissenschaft‹ – insbesondere solche, die sich auf das Deuten von Kultur oder Gesellschaften oder den Geist spezialisiert hat (aber nicht nur diese) – notwendigerweise auf das Erzählen von Geschichten angewiesen (vgl. Ricœur 2004). Dieser für die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften vielleicht einleuchtende Zusammenhang hat noch immer den Charakter einer Herausforderung, wenn er ebenso für die Naturwissenschaften reklamiert wird. Doch auch Naturwissenschaft gelingt u. a. aufgrund ihrer Fähigkeit, Geschichten zu erzählen. Roald Hoffmann, einer der Nobelpreisträger für Chemie von 1981, vermisst bei Wissenschaftlern oft die Wertschätzung für »den barocken Erfindungsreichtum ihrer Hypothesen« (Hoffmann 2009, S. 84), und er ist überzeugt von »der Nützlichkeit – nein, der Notwendigkeit des Geschich-

tenenzählens für die wissenschaftliche Praxis« (ebd., S. 87). Und mit dem Nobelpreis für Physik 2013 wird Peter Higgs für eine, wie es in der offiziellen Begründung heißt, »theoretische Entdeckung« geehrt,¹⁵ das nach ihm benannte Higgs-Boson, das auch als Teil einer Erzählung im großen Narrativ der theoretischen Hochenergiephysik verstanden werden kann (vgl. Borrelli in diesem Band).

Erzählungen bündeln also wesentliche Begebenheiten eines Wissensfeldes, treiben es dadurch voran und stiften zugleich die Möglichkeit der Gedächtnisbildung. Besondere Geschichten in der Wissenschaft, z. B. die vom Urknall oder der Kontinentalverschiebung, zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie den Blick grundsätzlich öffnen. Die erzählten Geschichten können auch die Einfachheit und Klarheit von Dingen erschließen, was hilft, der dramatischen Vielfalt von Welt, ihrer inneren Komplexität zu begegnen. Erzählungen bilden mithin ein wichtiges Movens der Entfaltung von Wissenschaft aufgrund ihrer heuristischen Funktion bei der Entwicklung von Darstellungen für Wirklichkeit und die Herstellung von Werkzeugen für die Analyse von solchen Wirklichkeiten. Sie verbinden die Herstellungs- und Zuschreibungsebenen von Wissen (qua Autorschaft) mit dem Geltungsbereich des Wissens (qua Autorität). Darüber hinaus transportieren Geschichten Moral; ein Punkt, der hervorzuheben ist, da Wissenschaftler Wissenschaft oft als »ethisch neutral« auffassen und mit diesem Argument die Verantwortung für die weiteren Folgen ihrer Forschungen von sich weisen.¹⁶

Alle diese Aspekte sind besonders dann zu berücksichtigen, wenn man betrachtet, wie und wodurch Wissenschaft mit anderen Bereichen der Gesellschaft in Berührung kommt. Inwieweit bilden Geschichten dabei ›Transmissionsriemen‹ der Wissenskommunikation zwischen Wissenschaft und

¹⁵ Die auf der Webseite veröffentlichte Begründung lautet: »Prize motivation: for the theoretical discovery of a mechanism that contributes to our understanding of the origin of mass of subatomic particles, and which recently was confirmed through the discovery of the predicted fundamental particle, by the ATLAS and CMS experiments at CERN's Large Hadron Collider« (»Peter Higgs – Facts«, Webpage der Nobel Media AB, 2013, URL: http://www.nobelprize.org/nobel_prizes/physics/laureates/2013/higgs-facts.html [Zugriff am 06.09.2013]).

¹⁶ »Wer behauptet, Wissenschaft sei ethisch neutral [...], stellt Wissenschaftler kurzerhand auf eine Stufe mit den Befürwortern des freien Verkaufs von Schusswaffen (›Menschen sind es, die töten, nicht Gewehre‹). Im Gegensatz dazu bin ich überzeugt [...], daß bei jeder menschlichen Handlung das Werkzeug des Handelns (sei es nun eine Schusswaffe, ein synthetisch hergestelltes Molekül oder auch nur eine mathematische Formel oder ein Gedicht) von einem moralischen Urteil begleitet sein muß. Die Frage lautet: ›Werden Menschen zu Schaden kommen, wenn ich oder andere dieses Werkzeug benutzen?‹ Ohne eine solche Folgenabschätzung des Gebrauchs wären seine Erfindung und Herstellung gar nicht vollständig.« (Hoffmann 2009, S. 94)

Gesellschaft? Der gegenseitige Austausch findet zu einem großen Teil über Texte statt. Lexikon- und Handbuchartikel bündeln den aktuellen wissenschaftlichen Wissensstand auch für Lesergruppen außerhalb der engeren Fachwissenschaft. Populärwissenschaftliche Zeitungs- und Zeitschriftenartikel sowie Sachbücher sensibilisieren eine breitere Öffentlichkeit für aktuelle Themenkomplexe. Empfehlungsschreiben, Gutachten oder weiteres fallspezifisches Informationsmaterial werden von Gremien als Grundlage für politische und ökonomische Entscheidungsprozesse in Auftrag gegeben. Von der Expertenaussage wird Objektivität erwartet. Die Kommunikationssituation ist jedoch eine andere: Ein Experte spricht als Autor zu seinem Auftraggeber, demjenigen also, der ihm, bezogen auf eine konkrete Fragestellung, Autorität zuweist. Hier ist zu ermitteln, welche Faktoren eigentlich in dieser Situation wechselseitiger Abhängigkeit bzw. Bedingtheit zur Autorität des Experten und zur Geltung des von ihm gelieferten Gutachtens beitragen (vgl. Steiner in diesem Band).

Die Zuschreibung von Autorität und Geltung vollzieht sich aber nicht allein in einzelnen konkreten Situationen, die durch ein ›Textereignis‹ geprägt sind. Zusätzlich erscheint ein Blick auf die jeweils wirkenden Strukturen, eben die Wissensordnungen, bedeutsam. Reinhart Koselleck stellt in seinen geschichtstheoretischen Überlegungen zur Entwicklung einer Theorie der Moderne geradezu apodiktisch fest: »Der Prozeßcharakter der neuzeitlichen Geschichte ist gar nicht anders erfassbar als durch die wechselseitige Erklärung von Ereignissen durch Strukturen und umgekehrt.« (Koselleck 1995, S. 150) Der Erklärungsbedarf entsteht deshalb, weil die Strukturen selbst als veränderlich und veränderbar erfahren wurden, sie gleichsam in den »Sog der Verzeitlichung« (ebd., S. 155) gerieten. In diesem Sinne stellt sich mit Blick auf den gegenwartsdiagnostischen Anlass dieses Buches die Frage nach der Verknüpfung von Erzählungen als Ereignis und strukturierten Erzählungen, die in Wissensordnungen institutionalisiert sind. Wissensordnungen ordnen wesentlich durch das mit ihnen verbundene kulturelle Repertoire von Erzählstrukturen (vgl. auch: Breidbach 2008). Diese Perspektive unterstreicht, dass eine solche Analyse nur als eine interdisziplinäre, von der Erzähl- wie Wissenschaftsforschung getriebene Untersuchung realisiert werden kann.

Die einleitend skizzierten Annahmen und nur angerissenen Fragen werden im vorliegenden Buch weiter verfolgt. Es ist in seiner Heterogenität dem Gedanken verpflichtet, dass »die ›kleine Erzählung‹ die Form par excellence der imaginativen Erfindung bleibt, vor allem in der Wissenschaft« (Lyotard 1979/2012, S. 143). So möchten wir auch die nun folgenden einzelnen Beiträge verstanden wissen. Sie zeugen von einem interdisziplinären Gespräch, in dem Stimmen aus Wissenschafts- und Erzählforschung zu Wort kommen, übereinstimmen, streiten, in dem sich ebenso unvermutete Verknüpfungen wie Widersprüche ergeben, die wir in diesem Band gleichermaßen gelten lassen.